

Hans Christoph Buch

WESTÖSTLICHER DIWAN oder: Ich habe noch nie einen so großen Chinesen gesehen

Der russische Poet und Literaturnobelpreisträger Joseph Brodsky behauptete allen Ernstes, er könne große Dichter an ihrem Äußeren erkennen, ohne eine Zeile von ihnen gelesen zu haben: Peter Huchel zum Beispiel, den er für den bedeutendsten deutschen Lyriker der Gegenwart hielt. Diese These lässt sich an dem chinesischen Dichter Bei Dao verifizieren, nicht nur weil er die meisten seiner Landsleute um Haupteslänge überragt und seit Jahren als Anwärter auf den Nobelpreis gilt: Die Qualität seiner Verse, gepaart mit seiner bei aller Bescheidenheit aristokratischen Aura, machte Bei Dao zum Wortführer einer Generation damals noch junger Autoren, die nach dem Blutbad auf dem Platz des Himmlischen Friedens China den Rücken kehrten, weil sie das unstete Leben im Exil faulen Kompromissen mit der Diktatur vorzogen. Trotzdem hat Bei Dao sich stets dagegen gewehrt, als Dissident oder Oppositioneller etikettiert und politisch vereinnahmt zu werden. Er war und ist in erster Linie ein Dichter, und bei unserer letzten Begegnung in Hongkong warnte er mich vor dem Medienrummel, der schmale Talente zum Nonplusultra der Literatur erkläre und Unfrieden stifte zwischen Chinas Künstlern und Literaten, denen es nur noch ums Geldverdienen gehe – ein markanter Kontrast zu den frühen achtziger Jahren, als ich Bei Dao unter konspirativen Umständen in einem Pekinger U-Bahnhof traf.

Warum er die Rolle des Oppositionsführers, die nicht nur westliche Medien, sondern auch chinesische Freunde ihm zugebracht hatten, nicht spielen wollte, wird klar, wenn man Bei Daos jetzt auch auf deutsch vorliegende Essays vergleicht mit den spektakulären Aktionen seines Freundes Ai Wei Wei. „Der Dichter ist eine private Person“, hat Joseph Brodsky in seiner Nobelpreisrede erklärt, kein Vorkämpfer einer Partei oder Ideologie, Nation oder Kultur, sondern ein normaler Bürger, der nicht für eine soziale Gruppe oder Klasse, sondern nur für sich selbst spricht. Diese Feststellung hat auch für Bei Dao Gültigkeit, und die Subjektivität, die darin zum Ausdruck kommt, besitzt besondere Sprengkraft in China, wo die Einordnung des einzelnen ins Kollektiv, der Vorrang der Gemeinschaft über das Individuum nicht erst im Kommunismus, sondern schon im Konfuzianismus festgeschrieben wurde - zusammen mit der Herrschaft des Alters über die Jugend und des Mannes über die Frau.

Dieses hierarchische Denken wurde von den klassischen Dichtern der Tang-Zeit ebenso in Frage gestellt wie von dem modernen Klassiker Lu Xun, aber es bestimmt bis heute den chinesischen Alltag und erklärt, warum die Volksmassen sich fast widerspruchslos den Direktiven der Führung beugen. Demgegenüber fällt an Bei Daos Essays auf, dass sie auf große Worte ebenso verzichten wie auf abstrakte Begriffe und so unspektakulär wie nur möglich daherkommen, selbst wenn es um ernste, ja tragische Ereignisse wie das Tien-An-Men-Massaker geht: Nicht nur die schrille Parteipropaganda, auch das moralische Pathos ihrer Gegner ist Bei Dao suspekt. Das Vorbild seiner Essays sind die Tsa-Wen genannten, vermischten Schriften von Lu Xun mit Titeln wie „Beiläufiges im Lampenschein“, in denen Anweisungen zum Teekochen neben Totenklagen für von Soldaten getötete Studenten stehen. Bei Daos Texte sind mir schon deshalb sympathisch, weil der Dichter nicht mit literarischen Zelebritäten protzt, denen er auf Schritt und Tritt begegnet und auf gleicher Augenhöhe gegenüber tritt: Von Allen Ginsberg über Susan Sontag bis zu Tomas Tranströmer, dem schwedischen Nobelpreisträger, der ihn auf die Schippe nahm mit dem Satz: „Ich habe noch nie einen so großen Chinesen gesehen wie dich“. Kein name-dropping also, kein krampfhaftes Bemühen um Originalität, sondern das genaue Gegenteil: Literarische Lockerungsübungen, in

denen Bei Dao Stationen seines Exils Revue passieren lässt und sich Rechenschaft ablegt über sich selbst.

„Nach einer gewissen Zeit begann ich zu verstehen, dass sie alle Figuren auf einem Schachbrett sind. Das heißt aber nicht, dass New Yorker nur imstande sind, auf gerader Linie vorwärts und zurück zu ziehen. Den örtlichen Gegebenheiten und den Straßenplänen zum Trotz sind es die Labyrinth ihrer Herzen (..) und die Kurven der Börse, die all das Verdrehte in den Seelen der New Yorker hervorgerufen haben.“

Was ist das - essayistische Reflexion, objektive Beschreibung oder subjektive Betrachtung? Vermutlich alles zugleich, und die vorzügliche Übersetzung des Sinologen Wolfgang Kubin, selbst ein Lyriker, den Bei Dao liebevoll porträtiert, trägt zur Faszination des Essaybands bei. Dessen lose verknüpfte Texte lesen sich wie ein Fortsetzungsroman, eine Chronik laufender Ereignisse, gesehen mit dem fremden Blick eines chinesischen Dichters, dem New York und Paris, Berlin und Stockholm zur zweiten Heimat geworden sind – ein westöstlicher Diwan im wahren Sinne des Worts.

Bei Dao: Gottes chinesischer Sohn. Essays. Aus dem Chinesischen und mit einer Nachbemerkung von Wolfgang Kubin. 216 Seiten, Weidle Verlag, Bonn 2012